

Er war ein Mensch, der für seine Sache förmlich brannte. Wobei schwer war, ihn und seine Sache einer einzigen Sphäre zuzuordnen. Günther Rühle war eine geradezu kentaurische Doppelnatur von Schauspiel- und Zeitungssüchtigen, ein Theatermann und ein Journalist. Dabei würde die faustische Gespaltenheitsformel der zwei Seelen in seiner Brust zu kurz greifen. Eher wirkten die Positionen des dem Theater Verfallenen und des Kritikers wie elektrische Pole, zwischen denen es knisterte und funkte: Rühle stand meist unter Spannung.

Mal war es ein Bühnenergebnis, das ihn umtrieb, mal ein ästhetischer oder kulturpolitischer Problemfall. In beiden Welten blieb Rühle stets Aktualist: Das Museale, bloß Historische war für ihn nicht entscheidend; und Klassiker, Meisterwerke, Groß-Institutionen, Stars konnten noch so prominent sein – die Gültigkeit im Augenblick war ihm wichtiger. Ein Impressionist allerdings war er nicht.

Seine oft langen Rezensionen, lakonisch nur mit seinem Kürzel „g.r.“ gezeichnet, standen für eine Zeit in Kunst wie Publizistik, in der die Bühnen noch als moralische Anstalten begriffen wurden, und Zeitungen wie Leser den ausgiebig reflektierten ästhetischen, auch politischen Diskurs förderten und forderten. Und die Debatten der Acht- und sechziger sind zeitungsbereifend auch in die Feuilletons eingegangen.

Dem Verfasser dieser Zeilen, der lange und intensiv mit Rühle zu tun hatte, erst nur als Leser, dann als Anfänger, später als fester freier Mitarbeiter, schließlich als Musikredakteur im von Rühle (von 1973 bis 1985) geleiteten Feuilleton dieser Zeitung, kam dieser oft wie ein letzter, wahrer Expressionist vor. Sprach er von Kurt Pinthus, dem Herausgeber der legendären Lyriksammlung „Menschheitsdämmerung“, dann spürte man förmlich die Identifikation mit dem bildersprachlichen „Style flamboyant“. Sein Lieblingsbegriff blieb denn auch „Erregungsqualität“. Darum ging es ihm immer wieder: um die Faszination, die Eruption des exemplarischen Augenblicks als auch epochales Fanal.

Doch ein selbstberauschter Schwarmgeist war er nicht: Der 1924 in Gießen Geborene, in Bremen Aufgewachsene passte in seiner passionierten Nüchternheit ganz gut nach Frankfurt. Ungläubig-spöttisch konnte er Bühnen-Event-Fotos aus München, Salzburg oder Wien betrachten. An der Repräsentationskultur lag ihm nicht, da konnte er auch despektierlich reagieren. In einem Rundfunk-Gespräch zum Tod von Will Quadflieg hob er dessen späte Qualitäten hervor, meinte indes zum hohen Ton des Stars: Derlei habe im Theater als „Bühnenjodler“ gegolten.

Die Gier nach Neuem hat ihn umgetrieben; was Ernst Bloch „das Gärende“ nannte, zog ihn an, nicht nur im Theater: Beuys und Bausch, Freyer und Schnebel, Kluge und Ligeti, Gielen und Wilson schürten sein Interesse. Und enthusiastisch konnte er reagieren: Bei Gielen und Flimms Premiere von Nonos „Al gran sole“ applaudierte er hingerissen bis zuletzt, empfand Werk wie Auf-führung als Erweckerlebnis. Häufig tauchte im Gespräch dieser Satz auf: „Ich frage ja nur“ – wobei klar war, dass er die Frage auch an sich selbst richtete.

Er wollte etwas über die großen Momente der gerade erst entstehenden Kunst in Erfahrung bringen. So war er einer der Ersten, die sich ernsthaft mit der damals unvorstellbar schockierenden Innovation des Happenings auseinandersetzten. Den großen Regisseuren gehörte seine undogmatische Liebe. Teilte man seine Bewunderung etwa für Noelle nicht ganz, so stimmte ihn dies traurig. Hymnisch geradezu konnte er bei Stein, Neuenfels und Gruber werden, Letzterer für ihn nur der „Seher“. An ihm rühmte er, immer noch expressionistisch, die „Nachbrennkraft“.



Der Theaterkritiker Günther Rühle im Gespräch in seiner Wohnung

Foto Helmut Pricke

Der letzte Expressionist

Profundeste Leidenschaft war sein Antrieb, das Gärende zog ihn an: Zum Tod des Zeitungs- und Theatermannes Günther Rühle

Als Ressortleiter war er Spontaniker. Zu Theater wie Journalismus gehört das Widerspiel von Subjektivität, ja Anarchie und Disziplin. Am liebsten lag er kurz vor Redaktionsschluss auf der Lauer, ob nicht noch etwas Fulminantes passieren könne, auf das mit einer ultimativ aktuellen Glosse zu reagieren sei. Um sich danach ins Auto zu werfen und nach Bochum ins Theater zu jagen. Für Rühle hätte man, analog zum Journalisten, den Begriff des „Heurenalisten“ erfinden mögen: der Stunde verpflichtet.

Mancher hat damals, bewundernd oder spöttisch, das Feuilleton dieser Zeitung als Kathedrale empfunden, nicht ahnend, welche Dispute in ihr widerhallten. Sogar ein Klassenausflug fand statt, zu Spielbergs „E.T.“ – um herauszufinden, ob emotionale Suggestion nicht selbst kritischen Intellektuellen ein Zährlein der Rührung entlockte, was denn auch der Fall war.

Kritiker, Ressortchef, Kerr- und Fleißer-Herausgeber, Essayist und

enzyklopädischer Theaterhistoriker: Rühles Spektrum war weit. Doch im Schriftsteller schlummerte auch der Theatermacher, der von 1985 bis 1990 das Frankfurter Schauspiel leitete und die Stadt der Spannungen zum Ort der Innovation wie des Konflikts machte. Rühles Entscheidung für Fassbinders Stück „Der Müll, die Stadt und der Tod“, mit der Figur des „reichen Juden“ als Kristallisationspunkt der Antisemitismus-Diskussion, polarisierte über die politischen Grenzen hinweg kommunal wie bundesweit enorm, erzeugte Erregungsqualität ganz anderer Art. Auch Rühles entschiedenes Engagement für den Regisseur Einar Schief führte zu erheblichen Kontroversen.

Fast bis zuletzt war er bemüht, der Flüchtigkeit des Theaterabends Dauer abzutrotzen, deshalb erschien zunächst 1988 in zwei Bänden „Theater für die Republik. Im Spiegel der Kritik“, dem er später sein monumentales, sofort als Standardwerk geltendes Opus magnum folgen ließ: „Theater in Deutschland

1887 bis 1945. Seine Ereignisse – seine Menschen“. Der erste Band erschien 2007, der zweite – über die Jahre 1945 bis 1966 – folgte 2014. Die Vollendung des dritten Bandes, die ihm nicht mehr möglich war, hat er in gute Hände gelegt und Hermann Beil anvertraut.

Aber selbst dann wollte, konnte er nicht untätig sein. Erst vor wenigen Wochen publizierte er „Ein alter Mann wird älter. Ein merkwürdiges Tagebuch“ (F.A.Z. vom 24. September), allerletzte Erinnerungen und Reflexionen, verfasst, als er wusste, dass die Blindheit nicht mehr abzuwenden sein würde. „Das, was ich schreibe, wird einmal als Wahrheit gelten“, sagte er im letzten Gespräch, dass die Theaterredaktion mit ihm führte (F.A.Z. vom 3. Juni 2019). Das war kein Hochmut, sondern die Einsicht, dass seine Theatergeschichte bereits zu seinen Lebzeiten als Quelle ersten Ranges galt. Das war ihm Verantwortung, vielleicht auch Last, gewiss Ansporn.

Jetzt ist Günther Rühle im Alter von 97 Jahren gestorben. GERHARD R. KOCH

Radikale Realpolitik

Die Ökodiktatur ist vorgezeichnet, falls die Demokraten nicht die Kraft zur tiefgreifenden Systemveränderung entwickeln.

Von Johannes Varwick

Der Klimawandel ist eines der zentralen Weltprobleme unserer Zeit. Aus dem Recht der Jugend, radikal zu sein, erwächst angesichts der dramatischen Lage gerade für die Älteren die Verpflichtung, radikal anders auf den Klimawandel zu reagieren. Die Ampelregierung in Deutschland, auch wenn die Grünen vermutlich den Mund zu voll genommen haben und nur ein Teil ihrer Wahlversprechen den Realitätscheck überlebt, muss und kann hier in der Tat einige Weichen neu stellen. Allerdings dürfte die Enttäuschung, die mit der im Wahlkampf angekündigten, aber fraglos nicht erreichbaren „Weltenrettung“ einhergeht, viele Enttäuschungen produzieren. Und Enttäuschung. Wohin könnte das führen? Hilft ein Blick in die Radikalisierung einer anderen deutschen Bewegung, die des Herbstes 1968?

Greta Thunberg und die Fridays-for-Future-Bewegung haben wenig von Ulrike Meinhof an sich. Aber ihre Wut, ihr Ansatz, Panik zu verbreiten und damit die gesamte politische Klasse auf die Anklagebank zu setzen, sind vergleichbar radikal. Wer würde das Thunberg und ihrer Generation vorwerfen, angesichts der eindeutigen Erkenntnisse über den Zusammenhang unserer Lebensweise mit der Zukunftsfähigkeit des globalen Ökosystems? Wer allerdings die panische Angst vor einem Nuklearkrieg in den Siebzigerjahren und vor dem Waldsterben in den Achtzigern erlebt hat, der hat womöglich einen anderen Kompass. In diesem Sinne kann die Debatte um die RAF und Symbolfiguren wie Meinhof den Blick für einige Zusammenhänge schärfen und strukturelle Parallelen offenlegen. Denn wenn junge Leute von der kommenden Katastrophe überzeugt sind, bleibt am Ende nur Verzweiflung – oder weitere Radikalisierung bis hin zu einer „Ökodiktatur“, die wiederum keines der Probleme lösen würde.

Blicken wir zurück: Die Tragik von Meinhof lag nicht allein darin, dass eine angesehene Journalistin und ein Mitglied der Hamburger Gesellschaft für sich Gewalt als Mittel der politischen Auseinandersetzung wählte und sich der RAF anschloss. Die Tragik lag vor allem darin, dass Meinhof das Land, in dem sie lebte, völlig falsch beurteilt hat. Für sie und andere stand die Bundesrepublik Ende der Sechziger-, Anfang der Siebzigerjahre unmittelbar vor dem Rückfall in den Faschismus. Auschwitz war nicht nur die moralische Bankrotterklärung der Elterngeneration, sondern auch unbedingte Verpflichtung der eigenen Generation, etwas Ähnliches mit allen Mitteln zu verhindern. Der Schritt von den Notstands- zu neuen Ermächtigungsgesetzen war in dieser Sicht nur ein kleiner, der Übergang vom Stürmer zur Bild-Zeitung nur ein gradueller. Wer überzeugt ist, dass ein neuer Faschismus unmittelbar bevorsteht, dem ist plötzlich jedes Mittel recht – ja sogar notwendig und gerechtfertigt. Auch Gewalt.

Natürlich war diese Gesellschaftsanalyse völlig falsch, und viele, auch linke Intellektuelle haben das verstanden und gesagt

– von Böll über Abendroth zu Habermas. Aber im geschlossenen Bild der RAF war die eigene Gewalt eine präventive Notwendigkeit, um Schlimmeres zu verhindern. Ein tragischer Irrtum, der viele Menschenleben gekostet hat.

Junge Menschen heute sehen eine andere, noch gewaltigere, weil weltumspannende Bedrohung: den Klimawandel. Sie haben gute Gründe, laut und deutlich auf diese Gefahr hinzuweisen, und es ist ihr Verdienst, die Agenda zu bestimmen und die Politik anzutreiben. Viele Wissenschaftler schätzen die Situation tatsächlich als dramatisch ein, der UN-Generalsekretär sagt: „Wir graben unser eigenes Grab.“ Nicht wenige Klimamodelle geben uns nur wenige Jahre, noch etwas gegen die Katastrophe zu tun, und zwar mit entsprechend radikalen Maßnahmen. Und wie reagieren wir, die Generation, die derzeit an der Macht ist? Mit einem halbherzigen Klimapakt, mit immer mehr Flugreisen, noch größeren SUV, mit Beschwichtigungen, mit Hinweisen auf das „politisch Machbare und Mögliche“ – kurz: mit Realpolitik.

Doch Thunberg (und das ist die strukturelle Parallele zu Meinhof) sieht das anders: Wenn das Überleben meiner Generation, ja der gesamten Menschheit akut gefährdet ist – dann habe ich das moralische Recht, alles zu unternehmen, um dies zu verhindern. Widerstand sei angesichts der immanenten Katastrophe notwendig und gerechtfertigt. Wenn wir über Widerstand sprechen – wie weit sind wir von einer radikalen Ökodiktatur entfernt? Wenn etwa ein selbst ernannter Klimaaktivist von „Ende Gelände“ im Interview mit dem „Spiegel“ ausführt, der Gesellschaft drohe Gewalt und Sabotage und die Klimaproteste müssten militant werden, falls sie ohne Wirkung blieben, dann läuten alle Alarmglocken. Ein Gaskraftwerk zu sabotieren oder Autos zu zerstören ist für die Aktivist*innen mittlerweile Notwehr. Es sei legitim, Dinge kaputt zu machen.

Die Realpolitik stiehlt sich gerne mit dem Aphorismus aus der Debatte: „Politik ist die Kunst des Möglichen“. Wenn aber die Analyse der Wissenschaftler stimmt und die Apokalypse bald unumkehrbar sein wird, dann ist das Mögliche schlicht nicht genug. Wir brauchen daher das Unmögliche, das Radikale, das Systemverändernde. Wenn die Politik dazu nicht in der Lage ist, dann werden andere Wege genommen werden, und der Weg in die Ökodiktatur ist vorgezeichnet. Ein erster Schritt in eine solche Ökodiktatur wäre, Gewalt als gut gemeinte und daher legitime Form des Protestes, vielleicht sogar als notwendigen Anstoß für wirkliche Verhaltensänderungen stillschweigend zu akzeptieren oder zumindest gedanklich zu tolerieren.

Wie wir jetzt reagieren, entscheidet auch darüber, ob die Demokratie als Modell auch angesichts der Katastrophe funktioniert. Der Staat sollte souverän auf solche Verirrungen reagieren. Und das sympathisierende Umfeld der Klimabewegung muss den Akteuren frühzeitig – und deutlich früher, als dies das linksliberale Umfeld der ersten Generation der RAF getan hat – klarmachen, dass Gewalt kein legitimes Mittel der politischen Auseinandersetzung ist. Denn eine Ökodiktatur würde unsere Gesellschaft zerreißen, sie würde Generationen gegeneinander ausspielen und sie würde, wie Gewalt dies immer tut, viele unschuldige Opfer fordern. Die Chance, dass sie zur Umkehr in der Klimapolitik führen würde, wäre zudem verschwindend gering. Entschlossene Realpolitik ist mithin die Alternative zur Radikalisierung.

Johannes Varwick lehrt Politikwissenschaft an der Universität Halle-Wittenberg.



»Goethe hatte nie eine Tochter gehabt. Nun war sie da.«

»Dagmar von Gersdorff, der wir bereits die wunderschöne Biografie der Goethe-Mutter Catharina Elisabeth zu danken haben, ist mit ihrem neuen Buch abermals ein Glanzstück gelungen.« Harro Zimmermann, FR

Insel



Gebunden, 312 Seiten, € 24,-